

**„Aber du hast auch alle Chancen, Profil zu gewinnen als eine Probierstätte des Ungewohnten – im liebenswerten Milieu und fern vom hektisch leeren Massenbetrieb“**

Christian Graf von Krockow über die Universität Oldenburg, 1982 in der ZEIT

Als Anfang des 18. Jahrhunderts die Stadt Celle zwischen der Gründung einer Universität und dem Bau eines Zuchthauses als Infrastrukturmaßnahme wählen konnte, entschieden sich die Stadtoberen für das Zuchthaus und überließen den konkurrierenden Göttingern die Universität. Sie hatten Sorge, eine Universität würde mit ihren vielen jungen Menschen in der beginnenden Aufklärung ihr gemächliches Leben durcheinander bringen. Solche Befürchtungen hegte die Stadt Oldenburg nicht,

kritische und weniger hierarchische Hochschule werden, die die Freiheit der Wissenschaft betont, allen offen steht und in der gesellschaftliche Probleme nicht nur diskutiert und erforscht, sondern auch angegangen werden. Groß war der Wunsch, sie als Motor für Veränderungen zu sehen und nicht als Elfenbeinturm, in dem keiner Rechenschaft darüber ablegen muss, warum und wofür er forscht. Wissenschaft sollte – bei aller ihr obliegenden Freiheit – in gesellschaftlicher Verantwortung stattfinden, und auch Gruppen wie die Gewerkschaften, die bisher keine Nähe zu den höheren Bildungseinrichtungen hatten, sollten daran teilhaben. Das war befremdlich für das Oldenburger Bürgertum. Es wünschte sich eine Universität nach alten Vorbildern – so wie die in Göttingen oder Heidelberg – und nicht eine mit neuen Ideen, die noch dazu aus einer Pädagogischen Hochschule hervorging.

# Vom ersehnten, aber ungeliebten Kind

Gerhard Harms

als sie sich nach dem Zweiten Weltkrieg massiv darum bemühte, Universitätsstandort zu werden. Dieser Wunsch wurde auch nicht geringer, als es in den 1960er-Jahren an den Hochschulen zu brodeln begann. Doch nachdem die Universität Oldenburg 1974 endlich gegründet war, gab es bei manchen Bürger\_innen doch Erschrecken über das lange ersehnte Kind, das so gar nicht den eigenen Vorstellungen entsprach und dem deshalb in den Anfangsjahren nicht viel Liebe widerfuhr.

Die Universität Oldenburg sollte nach Plänen ihrer Gründer\_innen eine reformierte, das heißt eine demokratische,

Die Gründergeneration ließ sich aber nicht beirren. Über die neuen Ziele bestand zunächst relativ hohe Einigkeit. Und die gewünschte Namensgebung nach dem Friedensnobelpreisträger, radikalen Demokraten und Nazi-Gegner Carl von Ossietzky, der in Oldenburg eher unbekannt war, sollte dafür das Symbol sein. Allerdings gab es diese Einigkeit eher nur abstrakt oder in solchen Momenten, in denen die Landesregierungen den Aufbau der jungen Hochschule durch Einsparungen gefährdeten oder die Wissenschaftsfreiheit einzuschränken schienen. Da fand man sich zu Aufsehen erregenden Demonstrationen zusammen – wie 1976, als sich mehr als 1.000

Hochschulangehörige von Oldenburg mit dem Fahrrad nach Hannover aufmachten. Die Einigkeit zerfiel allerdings, sobald Entscheidungen über den „richtigen“ Weg anstanden. Dann lieferten sich Linke, Liberale, Konservative und die Dogmatiker\_innen und Pragmatiker\_innen aller Strömungen heftige Diskussionen, wovon zum Glück für die Hochschule vieles gar nicht an die Öffentlichkeit drang. Das Wenige aber reichte oft schon, um bei vielen Oldenburger\_innen – ob nun bei Akademiker\_innen oder anders Gebildeten – Ratlosigkeit und Ablehnung hervorzurufen und den Eindruck zu erwecken, es werde an der Universität zu viel diskutiert und zu wenig gearbeitet.

In der Tat gab es immer wieder Diskussionen, in denen mehr oder weniger begabte Rhetoriker\_innen kleinerer Politgruppen die immer gleichen Sprechblasen mit ihren Heilsbotschaften aufsteigen ließen. Aber es gab auch die ernsthaften, leidenschaftlichen und tiefen Streitgespräche über den Zustand und die Entwicklung der Gesellschaft und die Rolle, die die Universität dabei spielen sollte. Das neue Denken öffnete Türen zu Fragestellungen, die in der Wissenschaft bis dato sehr selten waren oder sogar als Hirngespinnste radikaler Schwarzseher\_innen belächelt wurden. Wie, so eine der Fragen, geht die Menschheit mit ihren Ressourcen um und wie kann sie sich und die Natur besser gegen die Folgeschäden der industriellen Produktion schützen? Aber diese Infragestellung wirkte zunächst auf viele bedrohlicher als das, was in Frage gestellt wurde – zum Beispiel die Energieversorgung mit Atomkraft.

Dass heute die Umweltforschung im Allgemeinen und die Erforschung und Anwendung erneuerbarer Energien



als existenziell für die Gesellschaft angesehen werden, ist aber ein Produkt dieser Infragestellungen nicht nur in Oldenburg. Sie brachte letztlich viele Bürger\_inneninitiativen und die Grünen hervor – mit großen Folgen für Politik und Wirtschaft. Diese konnten sich dem Druck der Bewegung nicht entziehen, mussten die Umweltgesetzgebung erheblich verschärfen, sahen ihre Energiepolitik gefährdet und sich letztlich sogar gezwungen, die Atomkraft perspektivisch zu verbannen. Dieser Prozess bescherte der Wirtschaft aber keineswegs nur Unannehmlichkeiten, sondern schuf einen neuen Zweig, in dem Deutschland heute weltweit eine führende Rolle einnimmt: die Umwelttechnologie. Der Deutsche Industrie- und Handelstag rechnet für diese Branche in den kommenden Jahren mit den größten Zuwachsraten für die Exportindustrie. Bereits 2011 erreichten deutsche Unternehmen mit umwelt- und klimaschonenden Technologien ein Marktvolumen von fast 300 Milliarden Euro. Für 2025 wird weltweit mit einem Volumen von 5,5 Billionen Euro gerechnet.

13 Sorge für großes Aufsehen:  
die Fahrraddemonstration von  
Oldenburg  
nach Hannover, 1976

An der Einleitung dieses tiefgreifenden gesellschaftlichen Prozesses vor 40 Jahren hatte die damals sehr kleine Universität Oldenburg ihren Anteil. Damit erschreckte sie jedoch nicht nur die Bürger\_innen, sondern legte auch die Wurzeln ihres heutigen Profils. Dafür einige Beispiele:

- Die etablierte Wissenschaft der traditionellen Universitäten und die Wirtschaft schauten eher verächtlich auf einen Mann wie den Physiker Joachim Luther, als er in den 1970er-Jahren die Oldenburger Energieforschung begründete und für den Einsatz „alternativer Energiequellen“ – insbesondere Sonnen- und Windenergie – plädierte. Als er folgerichtig auch die Dezentralisierung der Energieversorgung forderte, machte er sich gar zum Feind der Energieversorger, die durch eine solche Systemänderung ihre Monopolstellungen gefährdet sahen. Doch Luther fand nach und nach Anerkennung für seine Forschung. 1992 wurde er nach Freiburg berufen und machte das Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme zu einem der größten Institute dieser Art weltweit. Nach seiner Emeritierung übernahm er in Singapur das „Solar Energy Research Institute of Singapore“ (SERIS). Eine seiner vielen Auszeichnungen: 2008 wählte ihn das Time Magazine zum Hero of Environment. Und die Folgen seiner 18-jährigen Tätigkeit in Oldenburg? Im Bereich der Energieforschung arbeiten heute in der Universität und ihren An-Instituten weit über 300 Wissenschaftler\_innen. In der Windenergieforschung ist Oldenburg einer der weltweit führenden Standorte. Dafür stehen heute Namen wie die der Physiker Jürgen Parisi, Joachim Peinke, Martin Kühn und Carsten Agert, einem Schüler Luthers.
- Mitte der 1970er-Jahre begann unter dem Volkswirt Wolfgang Pfaffenberger der Aufbau des umwelt- und ressourcenökonomischen Forschungsschwerpunkts. Heute gehören die Oldenburger Volkswirt\_innen zu den produktivsten ihrer Community und belegten 2010 Platz 1 in einer Erhebung des Handelsblattes, das schon 2007 festgestellt hatte: „Oldenburg ist die heimliche Hauptstadt der umweltökonomischen Forschung in Deutschland [...] An keiner anderen deutschen Hochschule gibt es so viel Sachverstand zu diesem Thema.“
- Volker Mellert kam wie Luther als sehr junger Professor nach Oldenburg und war gewillt, den Anwendungsaspekt seines Fachgebietes wirksam werden zu lassen. Das nahm sehr konkrete Züge an. In seinem ersten Projekt zum „Lärmschutz“ nahmen seine Studierenden in Häusern an der viel befahrenen Umgehungsstraße Oldenburgs (eine Autobahn gab es noch nicht) Lärmmessungen vor, um die Bewohner\_innen bei ihren Forderungen nach Lärmschutzwänden zu unterstützen. Das war der Samen für die Oldenburger Hörforschung, der in Mellerts Arbeitsgruppe „Akustik“ aufging und den Aufbau eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Graduiertenkollegs „Psychoakustik“ zusammen mit dem Psychologen August Schick ermöglichte. Gemeinsam mit Schick sorgte Mellert dann für die Berufung Birger Kollmeiers, der die Oldenburger Hörforschung zu dem machte, was sie heute ist: weltweit hoch anerkannt und inzwischen als „Exzellenzcluster“ geadelt. Die Hörforschung wurde zudem mit der Neurosen-sorik zu einem Eckpfeiler der bedeutendsten Erweiterung der Universität seit ihrer Gründung: der Euro-

- pean Medical School Oldenburg-Groningen (EMS).
- Hans-Joachim Schellnhuber, der heutige Direktor des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung (PIK), ist ebenfalls Physiker. Er habilitierte sich 1985 an der Universität Oldenburg, wo er 1989 Professor für Theoretische Physik wurde und bald die Leitung des an der Universität neu gegründeten Instituts für Chemie und Biologie des Meeres (ICBM) übernahm, das Umweltforschung in marinen Öko- und Klimasystemen zu seinen Forschungsschwerpunkten zählt. Er sagte schon 1991, als er einen Ruf an die Großforschungseinrichtung Geesthacht ablehnte und in Oldenburg blieb: „Was die Universität Oldenburg einst stigmatisiert hat, stellt sich immer mehr als sehr zukunftsträchtiges Kapitel heraus: die frühe und dezidierte Auseinandersetzung mit ökologischen Fragestellungen“. 1991 verließ er dann doch Oldenburg und übernahm das PIK als Gründungsdirektor. Heute leitet er zudem den Wissenschaftlichen Beirat der Bundesregierung für Globale Umweltveränderungen (WBGU) und wurde von der britischen Königin zum Commander of the Most Excellent Order of the British Empire (CBE) ernannt – eine von vielen Auszeichnungen für sein weltweites Klimaschutzengagement.

Diese Hinweise auf besonders renommierte Wissenschaftler\_innen der Gründerjahre, zu denen zweifellos auch die Familiensoziologin Rosemarie Nave-Herz und der Stadtsoziologe Walter Siebel gehören, zeigen das Dilemma der Anfänge der Universität deutlich. Auch in Forschungsbereichen, in denen sie voranging, Pionierarbeit leistete und sich von anderen Universitäten absetzte, fand sie erst einmal keine oder wenig öffentliche Anerkennung, son-

dern eher Ablehnung. Ähnliche Reaktionen erfuhr die Universität im Oldenburger Bürgertum bei ihren Bemühungen, neue Lehrformen einzuführen. Das Projektstudium, das Theorie und Praxis besser verbinden sollte, und der Modellversuch zur Einphasigen Lehrerausbildung (ELAB) wurden mit Argwohn betrachtet, wobei niemand so recht wusste, warum eigentlich. Denn auch die vom Wissenschaftsministerium selbst beauftragten Gutachter stellten der ELAB zum Ärger ihrer Auftraggeber ein sehr gutes Zeugnis aus. Trotzdem wurde sie eingestellt, weil sie zu vielen Konservativen als zu emanzipiert erschien. Heute ist das Geschrei nach mehr Praxisbezug besonders in der Lehrerausbildung wieder einmal groß.

Aber trotz dieser verbreiteten Vorbehalte gab es auch in der Region – in Politik, Wirtschaft, Kultur und ebenso bei den Gewerkschaften – weitsichtige Persönlichkeiten, die wussten, welche Bedeutung der Aufbau einer Universität für die Stadt und ihre Bevölkerung hat und dass man sie unterstützen musste – selbst wenn sie mit den eigenen Bildern einer Universität kollidierte. Sie versammelten sich in der 1972 gegründeten Universitätsgesellschaft Oldenburg (UGO). Beispielhaft steht dafür Gerhard Wachsmann, der Vorstandsvorsitzende der Oldenburgischen Landesbank und UGO-Vorsitzende in den 1970er-Jahren. Er war sich sicher, dass der strukturschwache Nordwesten ohne Universität weiter zurückfallen würde, suchte von Beginn an den Dialog mit der Hochschule und begann Netzwerke aufzubauen. Zu dem Kreis der Weitsichtigen zählten auch der Bankier Christopher Pleister und der Unternehmer Peter Waskönig. Waskönig verdichtete wie kein anderer in den 1990er-Jahren diese Netzwerke und machte die UGO zu einer der größten Universitätsgesellschaften in Deutschland. Er rief die Wirtschaft auf, nicht



14 Gründungsversammlung  
der Universitätsgesellschaft  
Oldenburg, 1972

abwartend am Rande zu stehen, sondern auf die Universität zuzugehen. Diesen Schritt forderte er auch von den Wissenschaftler\_innen.

Für den Fachbereich Informatik, der 1988 anstelle der von bürgerlichen Kreisen eher gewünschten Rechtswissenschaften errichtet wurde, bedurfte es dieser Aufforderung nicht. Professoren wie Hans-Jürgen Appelrath und Wolfgang Nebel, auch in der Energieforschung engagiert, suchten von Beginn an Kontakte zu Politik und Wirtschaft und waren dabei außerordentlich erfolgreich. Mit Unterstützung des damaligen Landtagspräsidenten Horst Milde gelang die Errichtung des größten An-Instituts der Universität: „OFFIS“, das sich auf dem alten Fleiwa-Gelände etablierte und damit ein „Wissensviertel“ mit heute vielen Firmen begründete, mit denen sich junge Informatiker\_innen selbstständig machten.

Diese sichtbaren Wirkungen der Universität, die zunehmenden Erfolge in der Forschung und die Bemühungen um mehr unmittelbare Kontakte zur Wirtschaft, aber auch zu öffentlichen Institutionen und nicht zuletzt zur Kultur, bauten allmählich Vorbehalte und Distanzen ab. Das gewollte, aber zunächst ungeliebte Kind fand immer mehr Zuneigung und Anerkennung, und allmählich kam auch den kaum Belehrbaren die Einsicht, dass Stadt und Region wirtschaftlich und kulturell ohne die Universität von den Strömen der Zeit abgehängt wären. Die Provinz wäre einfach nur provinziell geblieben.

Mit der Bewilligung des Exzellenzclusters „Hearing4all“ durch die Bund-Länder-Kommission und der Gründung der Medizinischen Fakultät erscheint das Jahr 2012 in besonders hellem Licht für die Universität, die sich vor niemanden mehr verstecken muss. Das Exzellenzcluster ist mit den Namen Birger Kollmeier und Georg Klump untrennbar verbunden, die Medizinische Fakultät mit dem Neurowissenschaftler Reto Weiler und dem Mediziner Rudolf Raab, die die Idee zu einer grenzüberschreitenden Mediziner\_innenausbildung entwickelten und damit ihren Grundstein legten. Der aber war nur möglich, weil die Region sehr aktiv dieses Projekt unterstützte – auf vielen Wegen – bis hin zu einem Sponsoring in Millionenhöhe.

Die Netze zwischen der Universität, Politik, Wirtschaft und Kultur sind inzwischen wirklich fein gesponnen – überall da, wo es Berührungspunkte gibt. In der Wirtschaft ragt da eine Persönlichkeit besonders heraus: Werner Brinker, der in der Bevölkerung nicht unumstrittene Vorstandsvorsitzende der EWE AG und langjährige Vorsitzende des Hochschulrates der Universität. Auch er gehört zweifellos

zum Club der Weitsichtigen, die das Potenzial der Universität gleich erkannten, als er an die Spitze des Konzerns berufen wurde. Brinker sorgte dafür, dass die EWE über die Zeit viele Millionen an Fördermitteln in die Hochschule steckte – auch in sehr viele kleine Projekte, die nicht unmittelbar den Interessen des Konzerns dienen. Das macht, so scheint es, die EWE für viele in der Universität schon unentbehrlich, was zum Problem werden kann: Unter dem Geldsegen und den vielen Zuwendungen droht das einst ungeliebte Kind in den Armen der Region einzuschlummern und gar nicht zu merken, wie es seine Unabhängigkeit verliert, die aber für die Wissenschaft unverzichtbar sein sollte.

Viele Akteur\_innen aus der Gründungszeit hatten die kritische Distanz der Wissenschaft zu ihrem gesellschaftlichen Umfeld immer besonders gefordert. Ihre Stimmen sind weitgehend verstummt – wohl auch, weil ihre oft sehr rüde vorgetragenen Attacken in der heutigen Erfolgsphase niemand hören will. Zu wenigen Menschen ist aber wirklich klar, dass die meisten sichtbaren Erfolge ihren Ursprung in den kritischen Überlegungen der Gründerzeit haben und Produkte langjähriger Entwicklungen, Planungen und Forschungen sind. Ebenso sind sie Ausdruck der Wissenschaftsfreiheit und damit des Privilegs der Wissenschaft, sich nicht nur im Mainstream tummeln zu müssen. Der seit 1997 benutzte Slogan der Universität „Offen für neue Wege“ signalisiert zumindest den Wunsch, dass das auch in Zukunft gelten soll.